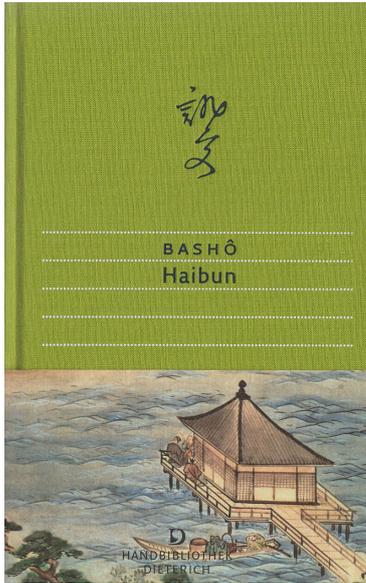


CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Matsuo Bashô: Haibun

(Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, übersetzt von Ekkehard May)



In Japan, diesem Inselstaat am anderen Ende der Welt, gibt es sie: die Meister-Klasse. Einer dieser Meister, der genannten Rang seit jener Zeit innehat, als Tokyo noch Edo hiess und die japanischen Präfekturen von Feudalherren geleitet wurden, ist Matsuo Bashô (1644-1694). Aufgewachsen in einer Familie ständisch niedriger Samurai, entschied er sich, sich nicht dem Bushido – dem Moralkodex der Kriegerkaste – zu unterwerfen, sondern in Anlehnung an den chinesischen Zen-Buddhismus sein Heil in der Meditation, der Naturbetrachtung zu suchen und also alle inneren und äusseren Eindrücke zweckungebunden sowie spontan festzuhalten in Schriftzeichen, welche er, im spezifischen Falle, wiederum zum Haibun anordnete. Durch sein Streben, dem poetischen Hybriden aus Kurzprosa und Haiku eine Perfektion anzueignen, erhob er ihn in den späteren Stand von Weltliteratur sowie sich selbst in den eines sogenannten Meisters.

Ein Haibun selbst generiert sich aus Betrachtung, Selbstreflexion, innerer Einkehr, Umgebungsadaptation, formt sich zu einer Schilderung wahrer, im Moment empfundener Sensibilität gegenüber jeglichem Akt oder Sein der Schöpfung und unterstreicht somit diese ganz spezielle Ästhetik, wie sie so wohl nur Japan fassen und konservieren kann, als ob es in der Partitur der Weltharmonie die Zwischentöne auf ganz eigene Weise zu modulieren vermöchte. Bashô folgt beim „Zeichnen“ des Haibun seinen eigenen literaturtheoretischen Ansätzen und erschafft zuerst einen kleinen Textkörper als Exposition, um dessen Inhalt dann in einem Haiku kulminieren zu lassen, was in der Summe ein „Gemälde“ spontaner Empfindung ergibt, in welchem sich, passend zu Natur und Jahreszeit (manifest durch ein kigo, also ein Jahreszeiten-Schlüsselwort), das Wesen, sei es nun Tier, Mensch, Geist oder Kraft, einfügt, um die Szenerie zu vervollständigen und der ganzheitlichen Betrachtungsweise von Sein, Veränderung und Vergehen Genüge zu tun.

In der vorliegenden, schön leinengebunden Ausgabe aus der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung Mainz finden sich 84 solcher Haibun des Meisters, die uns Episoden aus seinem Leben und seinem damaligen Erfahren Japans durch seine transzendenten wie auch immanenten Beobachtungen und Sinneseindrücke erzählen, wie sie wunderbarer und feinfühlicher nicht sein könnten.

Als kleine Anregung hier Haibun Nr. 3 mit dem Titel „Lebe einsam verloren“:

Den Mond betrachtend ertrage ich meine Verlorenheit, bejammere mein unglückliches Geschick, beklage meine Unfähigkeit. „Ich ertrage Schmerz und Einsamkeit“, möchte ich antworten, doch da ist niemand, der mich fragte. So empfinde ich mich noch trauriger und verlorener:

Lebe einsam verloren! –

Die Lieder des Herrn Mondverloren –

Ein billiges Reisgericht

– Sandro Schächli

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Susanne Gramatzki / Renate Kroll (Hg.): Keine Bilder ohne Worte – Fotografinnen und Filmemacherinnen und ihre Texte (AvivA, Berlin 2021)



Alice Guy, die Erfinderin des Spielfilms, fing eine vom Filmset entlaufene Löwin mit einer Mistgabel ein. Madame d’Ora plädierte mit ihren Schlachthausfotografien für die künstlerische Freiheit, Schönheit dort zu finden, wo man sie nicht vermuten würde. Esther Schub etablierte in der frühen Sowjetunion das Genre des Kompilationsfilms, was dazu führte, dass sie in zwei Monaten über 60.000 Meter Positive und Negative durchsah.

Insgesamt vierzehn Künstlerinnen werden im Buch „Keine Bilder ohne Worte“, herausgegeben von Susanne Gramatzki und Renate Kroll, versammelt. Jede Künstlerin lassen die Herausgeberinnen aus verschiedenen Texten für sich selber sprechen, um diese dann durch Beiträge verschiedener Kunsthistorikerinnen, Medien- und Literaturwissenschaftler zu ergänzen. Briefe, Memoiren, Essays, Lyrik und Fiktionales, aber auch praktische Erfahrungen der konkreten Arbeit, Theorien über Fotografie, Film oder allgemein über bildende Künste zeigen, dass die Künstlerinnen nicht nur die Kamera, sondern auch das Schreiben meisterhaft beherrschten.

Arbeiten mit der Kamera ist immer ein Arbeiten mit der Sprache, halten die Herausgeberinnen im Vorwort fest. In ihrem Buch haben sie es geschafft, diese Parallele zwischen Geschriebenem und von der Kamera Geschaffenem deutlich herauszuarbeiten: Durch die Sprache klingen die Bilder, die visuellen Botschaften werden verstärkt oder umgelenkt, vor allem aber treten die Künstlerinnen als lebendige Wesen aus ihnen hervor, teilen ihre Meinungen, Gedanken und Gefühle mit, stossen einen teils fasziniert ab, wie Leni Riefenstahl in ihren Memoiren, und entführen uns in ihre Welten, nach Paris, Berlin, New York und ins Russland des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts.

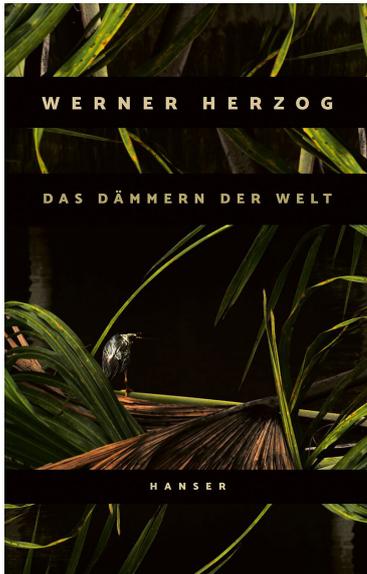
Dieses Buch ist wärmstens allen zu empfehlen, die sich für Film und Fotografie begeistern, Lust haben, auf Künstlerinnen und Pionierinnen zu treffen, die von der Geschichtsschreibung fahrlässig vernachlässigt wurden. Ein kurzes Blättern genügt, und schon beginnt eine eindrucksvolle Entdeckungsreise durch die letzten hundert Jahre unserer Kunstgeschichte. – Artemisia Valisa

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Werner Herzog: Das Dämmern der Welt

(Hanser, München 2021)



Für flachere Geister ist ein Mann ein Mann und ein Krieg ein Krieg. Darum enervieren sich einige Kritiker über „Das Dämmern der Welt“, das 2021 erschienene, neue Buch von Werner Herzog, es sei machoid und heroisiere Krieg und Militär. Andere sind begeistert – im September war es auf Platz 1 der renommierten SWR-Bestenliste.

Das Buch – vom Verlag klugerweise nicht als „Roman“ präsentiert – erzählt die Geschichte des japanischen Offiziers Hiroo Onoda, der 1945 das Ende des Zweiten Weltkrieges verpasste und fast dreissig Jahre lang den Auftrag zu erfüllen versuchte, die kleine philippinische Insel Lubang durch Guerillakriegführung bis zur Rückkehr der kaiserlichen Armee zu verteidigen. Zunächst zusammen mit drei Soldaten, die nach und nach bei Scharmützeln mit Philippinen getötet werden, dann allein lebt Leutnant Onoda im Dschungel, perfekt getarnt und dauernd in Bewegung – ein geisterhafter Kobold der Camouflage. Er stiehlt Reis bei einheimischen Bauern, schießt gelegentlich einen Wasserbüffel und übersteht nach eigener Aussage 111 Hinterhalte. Flugblätter und Durchsagen, der Krieg sei zu Ende, hält er für tückische Fallen. Erst als sein ehemaliger Major, unterdessen ein Greis, auf die Insel gebracht wird und die japanische Kapitulation bestätigt, lässt er ab von seinem Kampf und übergibt sein Samurai-Schwert, „ohne jeden Hauch von Rost“.

1997, im Zusammenhang mit einer Operninszenierung in Japan, begegnete Werner Herzog Onoda, der über neunzig Jahre alt wurde, persönlich. Dessen Geschichte „hätte auch ein Film werden können“, sagt er, doch wie er sie stattdessen in Sprache fasst, das ist das Gegenteil von Kriegsverherrlichung. Als Onoda, dieser Seelenverwandte von Aguirre und Colonel Kurtz, 1974 erklärt, warum er sicher war, dass der Krieg nicht zu Ende sei, verweist er auf die amerikanischen Flugzeuge, die er zu Beginn der fünfziger Jahre, aber auch in den sechziger und siebziger Jahren am Himmel gesehen habe. Man erzählt ihm vom Korea- und Vietnam-Krieg. Aber im Grunde hat er recht: Der Krieg ist wirklich nie zu Ende gegangen.

Wenn Onoda und seine Gefährten Satelliten beobachten und sich zu erklären versuchen, wenn sie darüber sinnieren, ob ihr Kalender noch stimmt, wirken sie wie Figuren aus einem Stück von Samuel Beckett – grosse Wartende und absurde Paranoiker, die sich an dem alten, vergeblichen Spiel versuchen, Welt und menschliches Denken zur Übereinstimmung zu bringen: „Die Wirklichkeit ist mit versteckten Codes ausgestattet, oder Codes sind mit Wirklichkeit angereichert, wie Adern von Erz im Gestein.“

Onoda versucht sich eine eigene Welt zusammenzureimen, an der er umso starrköpfiger festhält, je weniger sie aufgeht. Es kann kaum eine spöttischere Kritik des Krieges geben als Werner Herzogs

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Onoda, diesen tragikomischen Don Quixote des Dschungels, dessen „fast schon religiösen Glauben an Fälschungen und die Ignoranz des Feindes“ der Autor weder verherrlicht noch wohlfeil verurteilt. Wie in seinen Filmen führt uns Herzog das Wundersame, Fremdartige und Radikale vor Augen, das im menschlichen Leben aufscheint, wenn sich dieses nicht in der Alltagsroutine der sogenannten Zivilisation und des Konsums verschanzt. Der ewige Soldat im Dschungel ist ein idealer Stoff für den Romantiker Herzog. Sein Schreiben lebt von der Sehnsucht, die Spaltung und Banalisierung der Welt rückgängig zu machen. Als Erbe von Kleist, Eichendorff, Friedrich Schlegel und Karoline von Günderrode vertieft er diesen Riss noch, macht ihn immer schmerzlicher spürbar. Das „Dämmern der Welt“ ist ein Heraufdämmern, eine Form der künstlerischen Welt- und Selbsterschaffung. Aber es ist auch der Nebel, der den Soldaten im Dschungel Schutz bietet, der zwielichtige Dämmerzustand der zeitlosen Unentschiedenheit zwischen Wirklichkeit und Traum.

Kreative Kraft und trügerischer Nebel der Illusion. Herzogs Werk ist eine grandiose Parabel auf die Literatur, auf das Kino – auf die Kunst. Für diese unstete, kaum fassbare Wirklichkeit der Fiktion und Poesie findet Herzog eine pathetische, aber auch sinnliche, bildstarke Sprache, die dunkel aufblitzt wie ein Gemälde von Johann Heinrich Füssli: „In den Schrecken der Nacht war da ein Pferd mit glühenden Augen, das Zigarren rauchte. Ein Heiliger hinterliess einen tiefen Abdruck im Fels, auf dem er schlief. Elefanten, nachts, träumen im Stehen.“ – Michael Pfister